

I Einleitung

Es ist eine recht einfache, aber nicht triviale Frage, die sich aus verschiedenen Perspektiven in variierter Form stellt: Wie kann es sein, dass im erreichten gesellschaftlichen Überfluss dennoch ein gutes Leben nicht für alle möglich scheint? Sicher fallen den – zumal soziologisch informierten – Lesenden dazu sofort einige Gründe ein. Doch soll zunächst an der Frage festgehalten werden. Für Hessel (2011) stellt sie sich in seiner populären Schrift aus einer historischen und biografischen Erfahrung, nämlich der des Widerstands gegen den deutschen Faschismus und der Anstrengungen des Aufbaus eines zerstörten Europa nach dem II. Weltkrieg. Die Verheerungen des Krieges motivierten das Streben nach einer solidarischen, demokratischen und deshalb friedlichen Zukunft. Es folgte eine Phase Jahrzehntelanger und trotz einiger Krisen anhaltender Prosperität, in Frankreich ebenso wie in (besonders West-)Deutschland. Bei allen Erfolgen in der Ökonomie und der sozialen Sicherung ist es aber doch nicht gelungen, folgt man Hessel als historischem Zeugen, die bessere Gesellschaft im vorgestellten Sinne zu erreichen. Ja, gerade in den letzten beiden Jahrzehnten verstärkte sich der Eindruck, dass die sozialen Gegensätze unaufhaltsam wieder zunehmen.

Verbreiteten Ansichten folgend mag man geneigt sein, auf die globalen Entwicklungen zu verweisen. Das bequeme Leben auf der westeuropäischen Wohlstandinsel sei vorbei und im internationalen Wettbewerb müssten eben die Anstrengungen der Wohlstandspproduktion und des individuellen Strebens danach gesteigert werden. Eine solche Sicht zeugt ihrerseits von einer recht partikularen Perspektive: Wie bei jedem einzelnen für sich, so ist es die eigene Volkswirtschaft, die sich gegenüber anderen durchsetzen soll. Nicht Solidarität soll transnational erweitert, sondern der nationale Wohlstand durch Konkurrenzvorteile verteidigt und erweitert werden. Im Grunde weicht diese Perspektive der aufgeworfenen Frage aus. Geht sie doch nicht vom erreichten Wohlstand aus, sondern behauptet eine neue Situation des Mangels. Dieser Mangel, resultierend

aus dem internationalen Wettbewerb, müsse behoben und dafür müssten auch Abstriche bei Solidaritäten hingenommen werden.

Hier soll aber weiter an der Frage festgehalten werden, wie mit dem schon erreichten Wohlstand umzugehen ist? Hessels historischer Vergleich regt zu fragen an, wie man eigentlich trotz des über die vergangenen Jahrzehnte gewonnenen Überflusses in den reichen Gesellschaften immer noch eine Situation des Mangels behaupten kann? Und wenn es so ist, dass die Art und Weise des Wohlstandsgewinns die »sozialen Errungenschaften« dennoch mehr gefährdet als unter weniger üppigen Vorzeichen, dass sie darüber hinaus einen in ökologischer Hinsicht »für uns unbewohnbar werdenden Planeten« (Hessel 2010: 20) hinterlässt: Könnte es dann nicht viel mehr darum gehen, einen anderen Umgang mit dem erreichten Wohlstand zu gewinnen als *diese* Art des Wohlstands weiter fortsetzen zu wollen? Wie verändern sich die Problembeschreibungen, wenn nicht Mangelüberwindung die Agenda diktiert, sondern der Überfluss sich heute sozial wie ökologisch als die größere Herausforderung und Gestaltungsaufgabe herausstellt?

Vielleicht lassen sich diese Fragen auf individueller Ebene weiter plausibilisieren. Im Wohlstand, so kann man Sofia Coppola (2010) verstehen, lebt es sich zweifellos komfortabel, aber entgegen allgemeiner Erwartungen deshalb nicht automatisch glücklich. Macht man sich dies bewusst und denkt darüber nach, kann das krisenhaft erfahren werden, weil sich die Aufgabe einer Sinngebung stellt, die sich nicht durch den Wohlstand selbst beantworten lässt. – Ob es tatsächlich so ist, dass Menschen in Not weniger fragen, was im Leben wichtig ist, kann hier offen gelassen werden. Der Gedanke ist soziologisch anschlussfähig (vgl. Boltanski 1976), müsste aber zumindest das von Bloch (1996) philosophisch geadelte Alltagswissen berücksichtigen, dass Not erfinderisch macht, sogar das Denken lehrt. Zumindest bietet auch die Armut Motive darüber nachzudenken, »was im Leben wichtig ist«.

Erhellend für die einleitende Frage ist jedenfalls die erzählte Erfahrung, dass der Wohlstand leer und krisenhaft erlebt werden kann. Sie weist darauf hin, dass Wohlstand nicht einfach nur das Leben erleichtert, sondern seinerseits neue Fragen aufwirft. Gerade dann, so lässt sich die Deutung wenden, kann aber die Inszenierung des ›Überlebenskampfes‹ eine *Ausflucht* bieten. Man muss nicht mehr grübeln und sich Gedanken über eine Gestaltung des Überflusses machen. Der ›Überlebenskampf‹ entlastet, weil er eine Mangelperspektive bietet und eine Not behauptet, die es ›erst einmal‹ zu beseitigen gelte.

So zeigt sich individuell wie kollektiv in analoger Weise, dass der Wohlstand zwar Probleme des Mangels lösen kann, aber neue Anforderungen eigener Qualität stellt. Und analog kann die Behauptung eines Mangels dazu genutzt werden,

solche Anforderungen zu umgehen. Diese »Flucht nach vorn« lässt sich im politischen und gesellschaftlichen Geschehen immer wieder beobachten. Sie zeigt sich besonders dort, wo nicht nur an den eingefahrenen Konzepten festgehalten wird, sondern diese sogar noch forciert werden sollen, wie es das im Dezember 2009 verabschiedete »Wachstumsbeschleunigungsgesetz« der Bundesregierung im Wortsinn demonstriert. Wachstum allein reicht nicht, es muss noch beschleunigt werden. Wirtschaftswachstum gilt als Wohlstandsgenerator und muss als solcher noch stärker befeuert werden, trotz der Gefährdung sozialer Errungenschaften und ökologischer Zusammenhänge. Ein Einhalten und Überlegen scheint undenkbar, geschweige denn praktizierbar.

Vor diesem Hintergrund erscheint eines der eigenümlichsten Phänomene der zeitgenössischen Gesellschaftsentwicklung, das zuletzt einen deutlichen Aufschwung erfahren hat und sich in weiterer, transnationaler Ausbreitung befindet. Es ist zugleich Ausdruck des Überflusses wie der Not und nimmt auf beides Bezug. Es tritt auf gegen die »Wegwerfgesellschaft«, gegen das Überflüssige des Wohlstands, und engagiert sich für die, die die Verluste sozialer Errungenschaften am meisten zu spüren bekommen. Gemeint ist die Praxis des wohltätigen Verteilens gesammelter Lebensmittelüberschüsse, wie es sich in Deutschland prominent mit dem Namen »Tafel« verbindet. Während sich manche noch verwundert die Augen reiben, wie es kommen kann, dass in einem reichen Land hunderttausende Menschen um Lebensmitteltüten anstehen, freuen sich andere an der massenhaft und freiwillig gelebten Mitmenschlichkeit, wie sie durch Engagierte und Sponsoren demonstriert wird. Ökonomische Effektivität und Prosperität trifft hier auf die still gestellte Unproduktivität. Das ökonomische Kalkül scheint sich mit dem selbstlosen Mitgefühl zusammenführen zu lassen. Wird hier, statt bloß Verluste zu beklagen, einfach pragmatisch geholfen und damit eingelöst, was sozialpolitisch versäumt wurde? Wird hier eine Alternative aufgestoßen zu Verschwendug und »Wegwerfmentalität«? Beschreiten die Tafeln einen praktisch gangbaren Weg jenseits der eingefahrenen Gleise, hin zu einem verantwortungsvoller und solidarischeren Umgang mit dem erreichten Wohlstand?

Zumindest eine Irritation macht sich dabei doch verschiedentlich bemerkbar. Trotz des gesellschaftlichen Reichtums wird eine solche, aus sonst weggeworfenen Lebensmitteln bestehende, existenzielle Unterstützung in großer Zahl nachgefragt. Zugleich ist sie nur durch diese Art von Reichtum möglich, weil es die Überschüsse des Überflusses sind, die die Ressourcen des Verteilens liefern. Tafeln und ähnliche Initiativen bieten aufgrund ihrer eigenümlichen gesellschaftlichen Positionierung zwischen Überfluss und Ausgrenzung, so der Aus-

gangspunkt der vorliegenden Studie, einen besonders geeigneten Zugang zum Verständnis neuerer gesellschaftlicher Entwicklungen, insbesondere sofern man die Gesellschaft als Überflussgesellschaft betrachtet. Sie sind Teil transnationaler Veränderungsprozesse und längst kein randständiges Phänomen mehr. Vielmehr breiten sie sich nach wie vor immer weiter aus. Wie weit diese Veränderungen tragen, kann nicht vorausgesagt werden, doch nach dem Stand der Entwicklungen künden sie von einer neuen gesellschaftlichen Realität im Umgang mit Überfluss und Ausgrenzungen.

Die Einleitung wird zunächst die Wohlstandsentwicklungen und die Frage nach möglichen Verlusten von »sozialen Errungenschaften« anhand sozialstatistischer Daten zu Armut und Reichtum in den beiden letzten Jahrzehnten rekapitulieren (1). Dann werden die öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussionen zu den Tafeln, dem zentralen Gegenstand der Studie, nachgezeichnet (2). Ein eigener Punkt wird der vorläufigen Klärung der Frage gewidmet, ob für das Tafelengagement Hunger und Ernährungsarmut den entscheidenden Problembezug bilden (3). Obwohl das Verteilen von Lebensmitteln dies nahe legt, erweist sich eine solche Mangelperspektive als zu kurz gegriffen. Schließlich wird ein Überblick über die Studie gegeben (4).

1 POLARISIERUNG IM WOHLSTAND

Zu Beginn ist zu prüfen, inwiefern sich tatsächlich steigender Wohlstand bei zugleich eintretenden Verlusten an sozialen Errungenschaften belegen lässt. Da meine Tafel-Studie auf strukturelle und prozessuale Erkenntnisse zielt und selbst keine quantitativen Erhebungen vornimmt, erfüllt das Referieren entsprechender Untersuchungen zugleich eine komplementär ergänzende Funktion. Aus den letzten Jahren liegt eine Reihe von groß angelegten statistischen Vergleichsstudien vor, die sich Aspekten der Armuts- und Reichtumsentwicklung widmen und dabei Polarisierungen aufzeigen.

Es bietet sich an, beim »3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung« (BMAS 2008) zu beginnen. Obwohl es regierungspolitisch zweifellos ein Interesse gibt, von Erfolgen in der Armutsbekämpfung zu berichten, müssen dennoch in den »Kernaussagen« des Berichts polarisierende Tendenzen bei der Einkommensungleichheit konstatiert werden: »Während der Anteil der höheren Einkommen wuchs, sanken die Anteile der niedrigen Einkommensgruppen« (ebd.: IV). Der Bericht macht geltend, dass Steuern und staatliche Transferleistungen in Deutschland die Ungleichheiten im OECD-Vergleich überdurchschnittlich reduzierten. Allerdings fügt ein OECD-Report desselben Jahres dem

einschränkend hinzu: »Öffentliche Dienste in den Bereichen Gesundheit, Bildung und Wohnen verringern Ungleichheit, allerdings in geringerem Maße als in den meisten OECD Ländern« (OECD 2008). Die Ausweitung sogenannter flexibler Beschäftigungsformen und des Niedriglohnsektors wird im Bericht der Bundesregierung insgesamt positiv interpretiert – und resultiert aus entsprechenden politischen Weichenstellungen. So kämen mehr Menschen in Arbeit, was ganz grundsätzlich als Basis zur Sicherung gesellschaftlicher Teilhabe betrachtet wird. Doch folgt daraus ebenso, dass nun mehr Menschen nicht mehr arm ohne Arbeit, sondern arm mit beziehungsweise trotz Arbeit sind: »Mit der Zunahme des Niedriglohnbereichs auch bei Vollzeiterwerbstätigkeit geht ein gestiegenes Armutsrisko von Erwerbstägigen einher (Einkommensdaten nur bis einschließlich 2005)« (ebd.: VII). Das Ziel der »Vollbeschäftigung« (ebd.: IV) ist unter diesen Umständen durchaus fragwürdig. Die Überzeugung bei all dem ist, dass »nur eine leistungsfähige und eine im globalen Wettbewerb erfolgreiche Wirtschaft dauerhaft Wohlstand für alle sichern (kann)« (ebd.: II). Doch zeigten selbst die eigenen Daten, dass gerade das nicht ohne Weiteres gelten kann. Dennoch wird am Rezept festgehalten beziehungsweise wird es noch ausgeweitet. Im Dienste wirtschaftlichen Erfolgs soll nicht zuletzt Bildung gesteigert werden, wobei insbesondere die frühkindliche Bildung im Bericht als noch vernachlässigte und erschließbare Ressource ausgemacht wird.

Im Folgejahr dokumentiert das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) ebenfalls eine gestiegene Ungleichheit (Frick/Grabka 2009). Im Untersuchungsinteresse lag hier nicht die Einkommens-, sondern die Vermögenssituation; beides weist einen engen Zusammenhang auf, wobei aber »Vermögen wesentlich ungleicher verteilt sind als Einkommen« (ebd.: 64). Untersucht wurde der Zeitraum zwischen 2002 und 2007, das heißt ebenfalls vor der Finanzkrise. Deren Auswirkungen werden allerdings bezogen auf die analysierten Vermögensverteilungen als gering eingeschätzt. Im Jahr 2007 verfügen 27 Prozent der Bevölkerung über kaum Vermögen oder haben Schulden, während die reichsten zehn Prozent über 60 Prozent des Gesamtvermögens verfügen, das vermögendste Bevölkerungsprozent über 23 Vermögensprozente. Überdies gehen die Autoren davon aus, dass politische Entscheidungen die Vermögensungleichheit weiter verstärken werden.

Am DIW wurde zudem die Einkommensentwicklung genauer untersucht und explizit deren Polarisierung festgestellt (Goebel/Gornig/Häußermann 2010). (Bei der Messung knüpften die Operationalisierungen von Armut/Reichtum an die Definitionen des Armuts- und Reichtumsberichtes der Bundesregierung an.) »Polarisierung der Einkommen: Die Mittelschicht verliert« heißt es bereits im Titel dieses DIW-Berichts. Während einige aus der Mittelschicht aufsteigen

konnten, bedeutete das für viele einen Abstieg (ebd.: 7f.). Über die letzten zwei Jahrzehnte wurden die armen Haushalte mehr und ärmer, während tendenziell mehr Reiche auch reicher wurden (ebd.: 7):

»Die hier vorgelegte Analyse zeigt, dass der Periode relativer Polarisierung (1993 bis 1999), in der zwar in unterschiedlicher Höhe, aber doch alle Einkommensgruppen an den leichten Zuwächsen am Realeinkommen partizipierten, eine Periode absoluter Polarisierung folgte (2000 bis 2009), in der sich nicht nur die Distanzen zwischen den Gruppen vergrößerten, sondern die obere Gruppe Zuwächse beim Realeinkommen, die untere Gruppe dagegen nicht nur relative, sondern auch absolute Verluste zu verzeichnen hatte.«

Im internationalen Vergleich der OECD-Staaten liegt Deutschland laut einer im Januar 2011 vorgestellten Studie der Bertelsmann Stiftung (2010) bei Fragen nach Sozialer Gerechtigkeit auf einem mittleren Rang. Die Studie folgt dabei einem Konzept der Teilhabegerechtigkeit, in dem es darum geht,

»jedem Individuum tatsächlich gleiche Verwirklichungschancen (...) zu garantieren. Jeder Einzelne soll im Rahmen seiner persönlichen Freiheit zu einem selbstbestimmten Leben und zu einer breiten gesellschaftlichen Teilhabe befähigt werden. Der jeweilige soziale Hintergrund, etwa die Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe oder sonstige ungleiche Startbedingungen, dürfen sich nicht negativ auf die persönliche Lebensplanung auswirken« (ebd.: 10).

Besondere Probleme werden für Deutschland in den Bereichen »Bildungszugang, Armutsvermeidung und Arbeitsmarktklusion« (ebd.: 31) ausgemacht. Mit Blick auf die Armutsentwicklung konstatiert die Studie: »Die Ungleichverteilung der Einkommen hat innerhalb der letzten rund zwei Jahrzehnte so stark zugenommen wie in kaum einem anderen OECD-Mitgliedsland«. Deshalb ist explizit von einer »Polarisierungstendenz« die Rede (ebd.: 7).

Wie solche Entwicklungen, die die Studien beobachten, gesellschaftlich diskutiert und gedeutet werden, welche Schlussfolgerungen und politischen wie praktischen Konsequenzen gezogen werden, ist durch die festgestellten Entwicklungen allein noch nicht bestimmt und bedarf eigener Untersuchungen. Diese wurden etwa im Rahmen der »Deutsche Zustände«-Studien angestellt. So heißt es bei Heitmeyer (2010: 20): »Zunächst stellen wir fest, dass immer mehr Menschen diese Spaltung tatsächlich auch wahrnehmen«. Allerdings trifft das am wenigsten für die oberen gesellschaftlichen Statusgruppen zu. So wird eine »fortschreitende Entsolidarisierung« sichtbar, die »vor allem in der schwindenden Bereitschaft der oberen Einkommensgruppen zum Ausdruck (kommt),

schwache Gruppen zu unterstützen: Die Abwertung dieser Gruppen nimmt zu« (ebd.). Das ist politisch folgenreich, wenn die einflussreicheren Gruppen ihre Interessen durchsetzen und sich dafür entsprechend legitimiert fühlen. Wie schon seitens des DIW sehen auch die »Deutsche Zustände«-Studien, dass politische Entscheidungen die Polarisierungen verstärken (ebd.: 22).

So ergibt sich ein Bild der aktuellen Wohlstandsentwicklung, dass eine Charakterisierung als Polarisierung in dreierlei Hinsicht rechtfertigt. Zum einen betrifft das die Datenlage zur Entwicklung von Armut und Reichtum, die beide zunehmen. Das Stimmungsbild der Einstellungen zeigt, dass die Wohlhabenden eher an einer Verteidigung ihrer Privilegien interessiert sind als an gesteigerter solidarischer Unterstützung. Und schließlich weisen auch politische Entscheidungen in eine Richtung, die die Ungleichheiten weiter befördern. Im Zusammenspiel verstärken sich diese Aspekte wechselseitig, so dass davon auszugehen ist, dass sich dieser Trend fortsetzt.

2 DIE DISKUSSION DER TAFELN

Betrachtet man die Tafeln vor dem Hintergrund der beobachteten Polarisierungsprozesse, zeigen sie sich vor allem deshalb als ein interessantes Phänomen, weil sie genau dort erscheinen, wo die resultierenden Spannungen am größten sind und die auseinander tretenden Entwicklungsrichtungen einen Riss oder Bruch erwarten lassen. Die Tafeln geben dieser gesellschaftlichen Verwerfungslinie eine Gestalt und bieten eine neue Verbindung an. Welcher Art diese trennende Verbindung oder verbundene Trennung ist, wird Gegenstand der vorliegenden Untersuchung sein.

Das Konzept des Sammelns und wohltätigen Verteilens von Lebensmittelüberschüssen wurde Ende der 1960er Jahre in den USA lokal initiiert und hat sich von da aus, massiv seit den frühen 1980er Jahren, verbreitet, zunächst über Nordamerika, dann nach Europa und bis heute auf alle Kontinente. (Kapitel IV 5.4 wird sich ausführlicher der transnationalen Verbreitung widmen.) In Deutschland sind es vor allem die Tafeln, die diesem Konzept freiwilligen Engagements seit der ersten Gründung 1993 in Berlin folgen. Nach Angaben des 1995 gegründeten Bundesverband Deutsche Tafeln e.V. sind heute etwa 50.000 Freiwillige für 877 Tafeln (Oktober 2010) aktiv und erreichen mit ihrer Tätigkeit etwa 1,3 Millionen Menschen (www.tafel.de, 22.6.2011). Ungezählt sind die vielen Initiativen, die nach demselben Sammel- und Verteilungsprinzip arbeiten, sich aber nicht Tafel nennen wollen oder seitens des Bundesverbands nicht dürfen. Diese rechtlich durchgesetzte Restriktion des Bundesverbands soll konkur-

rente Strukturen unter lokalen Tafeln vermeiden helfen, bringt damit allerdings zugleich Konflikte mit den anderen Initiativen hervor (vgl. exemplarisch Reininger 2010). Transnational gesehen findet vor allem das Sammeln und Verteilen via *Food Banks* Verbreitung, deren europäische Organisation (www.eurofoodbank.org) in Deutschland aber kaum Fuß fassen konnte.

Das starke Wachstum von Tafeln und tafelähnlichen Initiativen erstreckt sich zudem auf die Ausdifferenzierung der Tätigkeitsfelder. Sowohl die Sammel- und Verteilungsweisen nehmen immer wieder neue Formen an, bis hin zum eigenen Anbau von Gemüse in ›Tafelgärten‹, als auch längst nicht mehr nur Lebensmittel, sondern häufig Kleidung, Möbel oder Hausrat, manchmal beispielsweise auch Medikamente Gegenstände der Tafelarbeit sind, nicht zu vergessen die so genannten Tiertafeln (vgl. Kapitel IV 5.3).

Die öffentliche Diskussion der Tafeln hat sich im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte im Wesentlichen zweimal verändert. In ihrer Fallstudie zur ersten Tafelinitiative in Berlin registriert Molling (2009) anhand ihrer Medienanalyse, dass zu Beginn das Erscheinen der Tafel noch als Zeichen von Armutsproblemen und eines Versagens sozialpolitischer Problemlösung wahrgenommen wurde. Sehr bald rückte aber diese Sichtweise in den Hintergrund zugunsten des durch Medien, Politiker und Prominenz positiv herausgestellten Freiwilligenengagements der Tafeln. Das bleibt über mehr als ein Jahrzehnt die ganz überwiegende öffentliche Wahrnehmung der Tafeln. Auch in der verbandlichen Wohlfahrtspraxis entzogen sich problematische Aspekte dieser neuen Unterstützungsform lange Zeit der Wahrnehmung (vgl. Zahn/Schäfers 2010: 286f.). Die frühe Dissertation zum Thema von Normann (2003) befasste sich vor allem damit, wie sich die Tafeln als eine nach betriebswirtschaftlichen Kriterien effektive Nonprofit-Organisation etablieren könnten. Der Autor ging zu diesem Zeitpunkt davon aus, dass der Boom der Tafelgründungen um die Jahrtausendwende das Wachstums potenzial weitgehend ausgeschöpft hätte. Kaum vorherzusehen war das erneute, sogar stärkere Wachstum der letzten Jahre, das zeitlich mit der Neuausrichtung der Sozial- und Arbeitsmarktpolitiken einherging (sogenannte Hartz-Reformen, vgl. Molling 2010). Erst in der Folge wurden öffentlich kritische Stimmen zur Rolle der Tafeln laut, und es begann eine verstärkte und kontroverse Debatte. Als Anstoß dafür kann die ethnographisch angelegte, auf Basis eigener Tafelmitarbeit verfasste Sozialreportage von Selke (2008) gelten. Ebenfalls in dieser Zeit erschienen eine Studie mit einem Schwerpunkt auf der Lebensmittelqualität (Igl u.a. 2008) sowie ein Eckpunktepapier der Caritas, das in Form von Leitlinien einen bereits mehrjährigen Diskussionsprozess innerhalb des Verbandes zum Umgang mit Tafeln beziehungsweise vergleichbaren Initiativen unterm Dach des Verbandes formulierte (Neher 2008).

In den folgenden Jahren wurden Sammelbände (Selke (Hg.) 2009, 2010, Lorenz (Hg.) 2010) und eine Tagungsdokumentation (Selke/Maar (Hg.) 2011) zum Thema publiziert, die eine breitere Fachdebatte wiedergeben.¹ Es finden sich darin neben wissenschaftlichen Beiträgen aus unterschiedlichen Disziplinen, einschließlich Qualifikationsarbeiten, viele aus Verbänden und zivilgesellschaftlichen Organisationen, aus Politik, Kirchen und Bewegung sowie nicht zuletzt aus der Engagementpraxis der Tafeln. Bislang dominieren die beschreibenden und/oder sich wertend positionierenden Beiträge. Das heißt, dass Facetten des Engagements aus unterschiedlichen Perspektiven (Engagierte, Verbände, Politiker...) dargestellt werden und sich die Diskussionen dabei um die sozialpolitische Bedeutung der Tafeln, um damit verbundene Gerechtigkeitsfragen und um Fragen des zivilgesellschaftlichen Engagements drehen, wobei Beiträge der etablierten Engagement- und Bewegungsforschungen bislang fehlen (vgl. Lorenz 2009c). Üblicherweise wird das Freiwilligenengagement als solches positiv besprochen und die wohltätige Unterstützung gewürdigt, gegebenenfalls mit praktischen Verbesserungsvorschlägen. Andererseits wird die sozialpolitische Rolle der Tafeln skandalisiert, insofern sie als Ersatz oder Verdrängung sozialstaatlicher Leistungen erscheint, als – im Zuge einer veränderten sozialpolitischen Ausrichtung – Konsequenz eines Rückzugs des Sozialstaats wahrgenommen wird und deshalb nicht zuletzt eine unwürdige Stigmatisierung der Tafelnutzen bewirken könnte. Die nordamerikanische Debatte liefert mit etwas zeitlichem Vorsprung ganz ähnliche Resultate (vgl. Kapitel IV 5.4).

Zunächst ist interessant, wer sich bei den Tafeln warum engagiert. Normann (2003: 228) fasst die sozialstatistischen Charakterisierungen der Tafelaktivten nach üblichen Variablen sowie die erfragten Engagementmotive zu Beginn des letzten Jahrzehnts so zusammen:

»Tafelarbeit ist bislang eine Frauendomäne. (...) Die Tafelhelfer befinden sich in der zweiten Lebenshälfte, haben die Familienphase abgeschlossen und verfügen über ein mittleres bis hohes Bildungsniveau. Sie sind seltener erwerbstätig, sondern in erster Linie Hausfrau oder bereits verrentet, finanziell unabhängig, verfügen über frei disponibile Zeit und sind – ihrer regionalen Herkunft entsprechend – Mitglied in einer Religionsgemeinschaft.²

-
- 1 Die Beiträge des letztgenannten Bandes können aufgrund des Erscheinens während der Fertigstellung meiner Studie nicht mehr systematisch berücksichtigt werden.
 - 2 In der Gesamtverteilung überwiege die evangelische Mitgliedschaft, im Osten Deutschlands die Konfessionslosigkeit (Normann 2003: 182). Ein positiver Zusammenhang zwischen Kirchenbindung und Tafelengagement bestehe nicht (ebd.: 196f.).

Die soziale Integration sowohl der Klienten als auch der eigenen Person und das Erfüllen von Werten und Normen sind die ausschlaggebenden Nutzendimensionen, aus denen die Arbeitsmotivation der freiwilligen Tafelhelfer kommt. Die befragten Freiwilligen agieren wie aufgeklärte Engagierte: sie tun normbefolgend Gutes, indem sie die Vernichtung von Lebensmitteln verhindern, und streben gleichzeitig folgenorientiert danach, ihren subjektiven Nutzen zu wahren, den sie in erster Linie daraus ziehen, dass sie etwas sinnvolles tun und sehen, wo ihre Hilfe ankommt. Erst danach kommen persönliche Zufriedenheit und Spaß an der Arbeit.«

Motivveränderungen über die Zeit, oft vom Helfen in Richtung Vermeidung von Lebensmittelvernichtung, seien ebenfalls zu beobachten (ebd.: 229). Auch Selke (2008) interessiert sich dafür, warum sich Menschen bei der Tafel engagieren. Er geht dieser Frage mit seinem ethnographischen Zugang nach, nutzte also Beobachtungen während seiner eigenen Tafeltätigkeit und führte Gespräche mit den Tafelaktiven. Auf dieser Basis unterscheidet er einen »äußeren« von einem »inneren« Weg zur Tafel (ebd.: 89ff.). Der äußere beschreibt im Wesentlichen die Gelegenheiten und Umstände, die zum Engagement führen. Dabei fällt Selke auf, dass typischerweise »die Tafelarbeit ein Vakuum im eigenen Leben (füllt)« (ebd.: 91). Nach einem bewegten Berufs- und/oder Familienleben soll noch oder weiterhin etwas bewegt werden. Dafür kommen grundsätzlich mehrere Optionen in Betracht, so dass Bekanntheit und Zugang zu einer Tafel den Ausschlag beziehungsweise Anlass geben. Hinzu kommen die inneren Antriebe. Dazu gehören laut Selke (ebd.: 93) der »Wunsch, der Gesellschaft etwas zurückzugeben. Man könnte auch kritisch kommentieren: Eine Schuld abzubauen«. Nachdem man selbst im Leben viel Glück hatte und dieses lebte, stellt sich die Empfindung einer Verpflichtung ein, dass davon etwas abzugeben sei. Einige folgen Motiven der christlichen Nächstenliebe, für andere steht die Begegnung mit Menschen im Vordergrund, allerdings nicht zuerst mit den Tafelnutzenden, sondern vor allem mit den anderen Tafelengagierten, mit Gleichgesinnten: »Vordergründig helfen sie den Kunden. Eigentlich helfen sie sich selbst« (ebd.: 94). Und so sieht Selke die Beweggründe des Helfens nicht zuletzt in der Selbstverwirklichung, der Selbstdarstellungsmöglichkeit und im Gefühl des Gebrauchtwerdens. Für einige Tafelaktive gelte aber auch, dass sie Lebenserfahrungen machen, in denen sie sich selbst auf der anderen Seite der Tafeln vorstellen können beziehungsweise die Tafeln tatsächlich als Nutzende kennenlernen (vgl. auch Igl u.a. 2008) und ihre Unterstützung aus diesem Wissen empathisch motivieren.

Die individuellen Engagementmotive sind damit noch nicht erschöpfend und systematisch erforscht. In meiner Studie werden sich weitere Hinweise finden, allerdings ist das Ziel ein anderes. Es sollen vielmehr die Tafeln als Gesamtphä-

nomen erschlossen werden, das heißt in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und in ihrer Entwicklung als ein kollektiver Akteur. Folglich wird es mehr darum gehen, die Anliegen der Tafeln insgesamt als die Motive der individuell Tafelengagierten zu rekonstruieren (Kapitel IV).

Jenseits der Studie von Selke (2008) und einigen Qualifikationsarbeiten ist die empirische Basis der neueren Diskussion bislang noch wenig belastbar. Sie geht dabei häufig im- oder explizit von Ernährungsarmut oder sogar ›Hungerproblemen‹ aus. Diese Einschätzung dürfte nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, dass eine intensive Auseinandersetzung mit den Problemen fehlt, die die Tafelnutzenden bewegen zur Tafel zu gehen. Betrachtet man diese genauer (Kapitel V), lässt sich der Fokus auf ›Hungerprobleme‹ so nicht halten (vgl. den folgenden Abschnitt I 3). Zudem ist die Seite der Überschüsse als Ressourcenquelle der Tafeln noch kaum analysiert (Kapitel IV 5.2 und VI). Bei Sozialverbänden werden Tafelaktivitäten beispielsweise als ›ergänzende Armutsdienste‹ bezeichnet, was bereits darauf hinweist, dass die Tafeln eben in Verbandsperspektive wahrgenommen werden, aus der eigenen Arbeit und deren Anliegen heraus. Es geht um Möglichkeiten der Bearbeitung von Armuts- und Ausgrenzungs-Problemen, während die Frage nach der Herkunft der Überschuss-Ressourcen der Tafelarbeit keine entscheidende Rolle spielt.

Die hier vorgelegte Studie konzentriert sich auf strukturelle Schwierigkeiten der Tafelpraxis (Kapitel IV) und bezieht die Seite der Tafelnutzenden (Kapitel V) ebenso in die empirische Untersuchung mit ein wie die der Überschüsse beziehungsweise der Sponsoren (Kapitel VI). Bei diesen Analysen bewährt es sich, nicht von zu behebendem Mangel auszugehen, sondern die Verbreitung von Tafeln als Reaktion auf Probleme der Überflussgesellschaft (Kapitel II) zu verstehen.

3 TAFELN ALS REAKTION AUF HUNGER UND ERNÄHRUNGSARMUT?

Ich möchte schon zu Beginn einen Punkt erläutern, dessen Bedeutung erst im Laufe der Studie, insbesondere im Zuge der Rekonstruktionen zu Perspektiven der Tafelnutzenden, ganz deutlich werden wird. Doch scheint es mir sinnvoll, diesen Gedanken bei der Lektüre der Studie bereits präsent zu haben, um an verschiedenen Stellen darauf zurückgreifen zu können. Es geht um die Frage, ob oder inwiefern Tafeln als Hinweis auf vorhandene Probleme des Hungers oder von Ernährungsarmut und deshalb als eine Reaktion darauf aufzufassen sind. Die Deutung drängt sich geradezu auf, sind es doch *Lebensmittel* die durch die Ta-

fein verteilt werden. Da diese Hilfsangebote in großer Zahl angenommen werden, gibt es offensichtlich ein Interesse daran bei denen, die zur Tafel kommen. Wenn es so ist, wird man wiederum vernünftiger Weise annehmen können, dass Menschen Hunger haben und genau deshalb Lebensmittel wollen. Aber in dieser Schlusskette liegt ein Problem: Kann man daraus, dass Lebensmittel verteilt – und zudem angenommen – werden, schließen, dass es diese Lebensmittel sind, die dringend benötigt werden? Kann man vom Angebot her auf den Bedarf schließen? Zumaldest wird man diese Frage empirisch überprüfen müssen, vor allem dadurch, dass man die fragt, die diese Lebensmittelunterstützung nutzen. Kapitel V wird dazu ausführlich Auskunft geben.

Bei den Tafeln und ähnlichen Initiativen finden sich dazu widersprüchliche Hinweise. Die Internetpräsentation des Bundesverbands wird eröffnet mit der Formel, dass »nicht alle Menschen ihr täglich Brot (haben)« (www.tafel.de, 11.4.2011). Und der Bundesvorsitzende sagte nach 17 Jahren Tafeln im Zeitungsinterview: »Würden wir nichts tun, gäbe es mehr Hunger« (SZ vom 1.2.2010). Auch die *European Federation of Food Banks* wählt als zentralen Slogan »Against hunger and food waste in Europe« (www.eurofoodbank.org, 11.4.2011). Weniger offensichtlich sind Hinweise, dass Armut- und Ausgrenzungsprobleme doch nicht so einfach zu verstehen und auf Hunger zu reduzieren seien.³ Trotzdem werden Hunger oder Ernährungsarmut immer wieder prominent auf die ein oder andere Weise in Anschlag gebracht. Den Tafeln kommt eine solche Deutung entgegen, ist es dann doch so, dass sie genau das anbieten können, woran es fehlt, nämlich Lebensmittel. Das verschafft eine besondere moralische Legitimation der Tafelarbeit und fordert geradezu ihre immer weitere Verbreitung, weil unmittelbar einleuchtet, dass man Menschen nicht hungern lassen soll. Doch sind das nach wie vor Deutungen aus Tafelperspektive, die bei den Tafelnutzenden erst überprüft werden müssen. – Im Übrigen bedeutete ein anderes Ergebnis einer solchen Prüfung nicht zwangsläufig eine Delegitimierung der Tafelarbeit, denn sowohl die Unterstützung als auch deren Begründung könnten ja auch anders, indirekter ausfallen; immerhin gibt es doch offensichtlich ein Interesse an ihrer Unterstützung bei den Nutzenden. Die Frage ist nur: welches?

3 Detaillierter zu den Beispielen, auch im Vergleich zu den US-amerikanischen *Food Banks*, siehe Lorenz (2011). Bis Ende 2010 fand sich auf den Bundesverband-Internetseiten noch ein Absatz unter dem Link »Armut in Deutschland« (im April 2011 nicht mehr aktiv). Dort hieß es u.a.: »Niemand muss in Deutschland Hunger leiden, der sein Leben bedroht. Dennoch leben die von Armut Betroffenen in Deutschland im Vergleich zum Rest der Bevölkerung mit erheblichen Einschränkungen.«

Die Literatur zum Thema ist keineswegs eindeutig, übernimmt aber häufig die Annahme von Ernährungsarmut. In den Studien aus den USA und Kanada (vgl. Kapitel IV 5.4) wird sogar mit großer Selbstverständlichkeit von Lebensmittelarmut und -unsicherheit oder sogar Hunger (*food poverty, food insecurity, hunger*) geschrieben. Klare begriffliche Abgrenzungen finden sich allerdings kaum, auch nicht zwischen Ernährungsarmut und ›allgemeiner‹ Armut oder Ungleichheit und Exklusion.⁴ Der oft gesundheits- und ernährungswissenschaftliche Zugang der Studien zu *Food Banks* legt schon aus disziplinären Gründen nahe, die Ernährungsaspekte von Armut besonders hervorzuheben. Gerade in den USA (vgl. Poppendieck 1994, Haering/Syed 2009, Grell 2011) gibt es ohnehin eine historisch stärkere Tradition von ausdrücklichen Lebensmittelhilfen wie Unterstützungsprogrammen zur Nahrungsmittelsicherung (*food assistance, food rescue programs*), was ebenfalls eine Rahmung durch Ernährungsarmut oder Ernährungsunsicherheit mit erklären kann. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Angemessenheitsfrage einer solchen Rahmung möglicherweise anders als nach ›europäischen Standards‹.

Aber auch in der deutschen Debatte ist dieser Fokus nicht unüblich, sogar verbreitet. So steht die »Verminderung von Ernährungsarmut« schon im Untertitel der frühen Tafel-Studie Normanns (2003), und Selke (2008) legt eine ähnliche Perspektive im Untertitel seiner Sozialreportage (»Wie man in Deutschland durch die Hilfe von Lebensmitteltafeln satt wird«) zumindest nahe. Aus meinem eigenen ersten Aufsatz zum Thema (Lorenz 2009b) verschwand der Begriff »Ernährungsarmut« erst kurz vor Veröffentlichung aus den Druckfahnen, doch Ernährung als Problembezug blieb teilweise immer noch präsent (ebd.: 67, 70).

Es geht mir bei meinen Überlegungen keineswegs darum, Phänomene zu bestreiten, die in bestimmten Zusammenhängen aus guten Gründen als Ernährungsarmut oder sogar Hunger gefasst werden können.⁵ Für Deutschland hat dies

4 Als ein Beispiel kann Riches (2002) angeführt werden, in dessen Text alle Begriffe Verwendung finden: von *hunger, food poverty – the issue of food poverty (or hunger as it is referred to in Canada)*« (ebd.: 653) – und *food insecurity* über *inequality* bis zu *social exclusion*. Wie facettenreich die Verständnisse im Zusammenhang mit food insecurity in Politik und Forschung sind, lässt sich mit Haering/Syed (2009) nachvollziehen.

5 Vgl. zu Extremformen, nämlich dem Hungertod in der Überflussgesellschaft, Lorenz (2009d). Dort wird auch deutlich, dass die Ernährungsprobleme in der Überflussgesellschaft noch komplexer sind als sie es im nahe liegenden Konnex mit Armut vermuten lassen. Eines der dort genannten Beispiele ist das einer Frau, die als Modell arbeitete und sich dabei buchstäblich ›zu Tode hungrerte‹.

Pfeiffer (2010) kürzlich aufbereitet. Dabei wird auch dargelegt, dass Konzepte der *Food (In-)Security* sich keinesfalls in physiologischem Hunger erschöpfen, sondern Faktoren von der Verfügbarkeit und dem Zugang zu Lebensmitteln bis zu individuellen Fähigkeiten zu deren Nutzung umfassen. Es stellen sich Fragen der Verteilungsgerechtigkeit und letztlich gehe es um »Teilhabeprobleme« (ebd.: 92). In der Tat sind in der Überflussgesellschaft die Lebensmittel nicht prinzipiell rar, sondern vielmehr im Überfluss – mit entsprechenden Überschüssen – vorhanden. Das Problem sind also gesellschaftliche Barrieren, die es verhindern, dass Menschen ausreichenden Zugang zu – unter anderem – Lebensmitteln haben: Auch wenn Ernährungsarmut physiologisch als Mangelproblem erscheint, als Mangel an Nahrung, ist es doch kein Mangel-, sondern ein Zugangsproblem. Eine physiologische Deutung reicht auch deshalb nicht aus, weil sich gerade in ärmeren Bevölkerungsteilen mehr sogenannte Fettleibigkeit findet (ebd.: 94), während umgekehrt in materiell und finanziell abgesicherten Verhältnissen ›Mangelphänomene‹, in Form von ›Essstörungen‹, nicht fehlen (vgl. Mennell 1986: 419). Kurz: In der Überflussgesellschaft sind weder arme Menschen zwangsläufig hungrig und unterernährt noch sichert die materielle und finanzielle Absicherung *per se* ein ausreichendes und gesundes Essen.

Die Frage ist also nicht, ob es solche Phänomene gibt, sondern ob sie einen geeigneten und direkten Bezugspunkt des Tafelengagements bilden. Möhring-Hesse (2010a) wendet sich aus normativ orientierter Sozialstaatsperspektive gegen den Fokus auf Nahrungsmangel. Dass Menschen satt werden, so Möhring-Hesse, kann heute kein angemessener Maßstab für die Integrationsforderung an den entwickelten Sozialstaat sein. Wohltätigkeit, die sich häufig zuerst im Verteilen von Lebensmitteln äußerte, ist ein Phänomen mit langer Vorgeschichte (vgl. Hilbert 2009, Teuteberg 2009). Selbst das Verteilen der vom Essen übrig gebliebenen Lebensmittel findet sich beispielsweise als Praxis mittelalterlicher Klöster. Machen sich aber die Tafeln heute, auf dem Stand entwickelter Sozialstaaten, eine ›Hungerperspektive‹ zu eigen, dann fallen sie auf ein Anspruchsniveau sozialer Sicherung mindestens des vorletzten Jahrhunderts zurück. Vielmehr, so würde man das jedenfalls von einer sozialen Protestbewegung erwarten, würde es darauf ankommen, selbst die Maßstäbe gesellschaftlicher Teilhabe- und Teilnahmemöglichkeiten *weiter* zu entwickeln und einer politischen Klasse, die von den Lebenswirklichkeiten weit entrückt scheint, unwürdige Konsequenzen ihrer Entscheidungen zu verdeutlichen. Legen die Tafeln ihrer Arbeit dagegen eine ›Hungerperspektive‹ zugrunde, unterbieten sie damit bei weitem die sozialpolitischen Standards, die selbst die offizielle Regierungspolitik bestimmen, so Möhring-Hesse weiter. Als Beispiel lässt sich dem »3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung« (BMAS 2008: XV) der Anspruch an ein

soziokulturelles Existenzminimum entnehmen: »Zu diesem Mindeststandard gehört in Deutschland nicht nur die Erhaltung der physischen Existenz, sondern eine der Würde des Menschen entsprechende Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.«⁶

Man könnte einer solchen Kritik aus normativer Sozialstaatsperspektive zustimmen, aber einwenden: wenn es *faktisch* dennoch Ernährungsarmut gebe – was dann im Zusammenhang mit den Tafeln nachzuweisen, aber nicht aus der Lebensmittelverteilung zu schließen wäre –, müsse man diese eben als solche thematisieren. Allerdings wäre eine Thematisierung, die sozialstaatliche Standards einfordert oder sogar protestierend überbietet eine ganz andere als eine enge Fokussierung auf die Lebensmittelversorgung der ›Ernährungsarmen‹. Welchen Weg die Tafeln in dieser Hinsicht einschlagen, wird Kapitel IV ausführen.

Wollte man von Ernährungsarmut ausgehen, müsste unter anderem genauer geklärt werden, was eigentlich »ausreichender« Zugang zu Lebensmitteln und »angemessene« Ernährung sind, wie sie auch in Konzepten der *Food Security* gefordert werden. Um das zu vereinheitlichen, wird üblicherweise auf ernährungswissenschaftliche Maßstäbe zurückgegriffen. Dann lässt sich zeigen, dass die sozialpolitisch festgelegten Unterstützungssätze (der Sozialhilfe oder des Arbeitslosengeldes II) nicht ausreichen, um entsprechend ernährungswissenschaftlich ermittelter Kostanforderungen ausreichend und gesund essen zu können (exemplarisch Clausen 2009). So überzeugend dieser Nachweis in sich ist und so pragmatisch handhabbar gerade mit Blick auf die sozialbürokratisch festgelegten Kostensätze, ist er doch aus sozialwissenschaftlicher Perspektive unzureichend und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen können ernährungswissenschaftliche Kriterien nur recht abstrakte Anhaltspunkte für die Ernährung liefern und sie lassen zum anderen dabei die Handlungsperspektive außer Betracht.

Zum ersten Punkt: Kulturelle Vielfalt und gesellschaftliche Pluralität, die entlang biografischer, historischer, regionaler, sozialstruktureller und ästheti-

6 Daran lassen sich Hinweise von Roscher (2010: 156ff.) auf die vorhandenen sozialrechtlichen Regelungen des Sozialgesetzbuchs anschließen. Statt ergänzende Unterstützung zu bieten, tendierten die Tafeln in ihrer Praxis dazu, diese sozialrechtlichen Errungenschaften zu unterlaufen: »Die Tafeln sind nur dann akzeptabel, wenn sie die neuzeitliche Errungenschaft der Verantwortlichkeit des Staates nach Recht und Gesetz (Rechtsstaat) allen Bürgern (Demokratie) Lebens- und Gestaltungschancen auch bei der Grundversorgung zu gewähren, nicht in Frage stellen – gegebenenfalls auch um den Preis des Scheiterns der Tafeln an ihren inneren Widersprüchen« (ebd.: 161).

scher Prägungen die Essensgewohnheiten bestimmen (vgl. Elias 1998, Bourdieu 1999, Barlösius 1999), sind nicht unter allgemeingültige, statistisch-abstrakte Kenndaten der Nährstoffversorgung zu subsumieren. Noch nicht berücksichtigt sind dabei die vielfältigen soziokulturellen Bedeutungen des Essens für Verständigung, Individuierung und Vergemeinschaftung, gegebenenfalls für religiöse und ethische Praktiken bis hin zu gegenkulturellem oder politischem Protest (Simmel 1957, Douglas 1981, Eder 1988, Meyer-Renschhausen 2002). Will heißen: Selbst wenn man sich in der Tafeldebatte auf Lebensmittel- und Essensversorgung beschränken wollte, würde man weit über eine Perspektive der Nährstoffversorgung hinausgehen müssen, um den vielfältigen Bedeutungen des Essens gerecht werden zu können. Ein Beispiel dafür bietet das Außer-Haus-Essen, wie es Pfeiffer (2010) diskutiert. Aber die Ernährungswissenschaft kann noch aus anderen Gründen – und obwohl sie ›handhabbare‹ Quantifizierungen anbietet – nur begrenzt Leitlinien der Ernährung vorgeben. Essen als Handlungspraxis ist nicht im wissenschaftlichen Sinne rationalisierbar (vgl. Barlösius 1999, Kaufmann 2005), was auch kaum jemand für wünschenswert halten würde. Wie jede Wissenschaft (vgl. Weingarten 2003) ist die Ernährungswissenschaft in hohem Maße selektiv und dynamisch, so dass das Ernährungswissen einer ständigen Erneuerung unterliegen muss, die im Alltag so nicht sinnvoll nachzuvollziehen ist.

Diese Überlegungen mögen abstrakt anmuten und sollen auch nicht weiter vom Thema wegführen. Sie deuten nur an, was zu berücksichtigen wäre, würde man ernstlich die Tafelaktivitäten von Lebensmitteln und Essen her bestimmen wollen (was aber, wie ich noch weiter darlegen werde, kein geeigneter Zugang ist). Man könnte auch sagen, dass die Fokussierung auf Lebensmittel und Essen schon aus sich heraus eine soziokulturelle Einbettung des Tafelengagements und seiner Unterstützungsformen erfordern würde. Ernährungswissenschaftliche Kriterien können bei sozialbürokratischen Kalkulationen hilfreich sein, dienen aber dann diesem sozialbürokratischen Handeln, nicht dem Alltagshandeln. Wie immer man diese Überlegungen dreht und wendet, man wird zu keinen befriedigenden Ergebnissen kommen, wenn man die Perspektive der Tafelnutzenden nicht einbezieht. Damit ist zum anderen Aspekt (der oben genannten doppelten Hinsicht) übergeleitet, nämlich der Handlungsperspektive. Für eine sozialwissenschaftliche Analyse ist es unerlässlich, die Tafelnutzenden selbst zu fragen, warum sie die Tafeln nutzen.

Sicher lassen sich Beispiele finden, dass Menschen tatsächlich hungrig zur Tafel kommen, etwa Schulkinder ohne Schulbrot. Dies sind reale Probleme, die aber nicht die Tafelarbeit als solche und für die geschätzten 1,3 Millionen Tafelnutzenden begründen können. In Vorwegnahme der Ergebnisse (Kapitel V) gehe

ich von zwei zentralen Anliegen der Tafelnutzenden aus, nämlich das Haushaltsbudget zu entlasten sowie sich soziale Vergemeinschaftungsoptionen zu erschließen. Damit wird schnell klar, dass ein Fokus auf Lebensmittel und Ernährungsarmut oder sogar Hunger der Sache nicht gerecht wird. Aus Handlungsperspektive ist der bürokratische Satz für Ernährung nahezu irrelevant, weil kaum jemand zuhause sein Geld entsprechend der in den sozialstaatlichen Transferleistungen vorgesehenen Sätze budgetieren, verwalten und ausgeben wird. Anstehende Ausgaben müssen vom vorhandenen Geld bedient werden, seien es Lebensmittel, Kleidung, Strom, Schulausgaben, Telefon, Versicherung, Geräte etc. Wenn das Geld dafür nicht ausreicht, dann ist es recht willkürlich, deshalb von *Ernährungsarmut* zu sprechen, während man üblicherweise nicht von Kleidungsarmut, Stromarmut, Möbelarmut usw. spricht. Die Lebensmittel der Tafel werden jedenfalls genutzt um zu sparen und Geld für andere Ausgaben zur Verfügung zu haben – wie man andere Sparoptionen ebenso nutzt oder nutzen würde, etwa Kleidungsangebote.

Die Behauptung, es gehe um Hunger (»Würden wir nichts tun, gäbe es mehr Hunger«, s.o.) geht an der Alltagsrealität der Tafelnutzenden vorbei, so jedenfalls meine Studienergebnisse. Man erklärt damit die Nutzer zu »Hungerleidern«, die im Grunde gerade auf das angewiesen seien, was die Tafeln bieten können, nämlich Lebensmittel. Kurz: Man legitimiert die Tätigkeit der Lebensmittelverteilung und die Helferperspektive, ist sich aber über die Probleme der Unterstützten nicht im Klaren. – Und sofern der Verweis auf Ernährungsarmut der Skandalisierung dienen soll, so ist auch das fragwürdig, wenn damit zugleich, wie oben ausgeführt, erreichte sozialstaatliche Errungenschaften deutlich unterboten werden. – Statt fragwürdiger Dramatisierungen, die die Situationen derjenigen, die unterstützt werden sollen, nicht einmal potenziell verbessern, muss es zunächst darum gehen, diese Situationen ernst zu nehmen und besser zu verstehen. Tafelnutzende sind dann als Menschen anzusehen, die nach einer verbesserten Lebenssituation suchen und sich dabei für Unterstützungen durch die Tafeln entscheiden. Noch dass in den alltäglichen Kalkulationen und Abwägungen am Essen gespart wird, muss als Handlungsstrategie ernst genommen werden. Dass Essen zugunsten anderer Ausgaben zur Disposition gestellt wird, erscheint gerade in einem reichen und demokratischen Staat sicher als unhaltbarer Zustand, ist aber kein spezifisches Problem der *Ernährungsarmut*. Das wird sofort klar, wenn man sich vor Augen hält, dass zusätzliche Einnahmen keineswegs zwangsläufig zur Aufgabe dieser Strategie führen müssen, man also zusätzliches Geld wiederum für anderes ausgeben kann. Das ließe sich nur vermeiden, wenn Sachleistungen ausgegeben würden statt Geld, so dass die Verwendung von Hilfen bereits mit der Ausgabe möglichst determiniert wird. Zum Teil wird das heute etwa

durch Bildungsgutscheine zu realisieren gesucht, grundsätzlich wurden solchen paternalistischen Zugriffen auf unterstützungsberechtigte StaatsbürgerInnen aber aus guten Gründen sozialrechtliche Schranken gesetzt (vgl. Roscher 2010: 151). Die Sozialstaatsentwicklung ist (wie bereits festgestellt und trotz eines polizeirechtlichen Erbes, vgl. Hinrichs 2008) weiter als die – bestenfalls – Skandalisierungen von Ernährungsarmut im Tafelkontext. Es zielt folglich an den Problemen vorbei, so die Antwort auf die Eingangsfrage, auf eine spezifische Ernährungsarmut zu schließen, weil die Tafeln Lebensmittel verteilen.

Man kann dies noch in einem weiter gespannten Kontext betrachten. So stellt die Überflussgesellschaft systematisch Überschüsse in großen Mengen bereit. Ob und wie diese genutzt werden, ist damit keineswegs gesagt oder gar festgelegt. Es gibt keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Erzeugung und potentiellen Verwendungsmöglichkeiten. Das ›Angebot‹ an vorhandenen und nutzbaren Ressourcen bestimmt noch nicht deren Nutzung, sondern muss sich diese – das ist gerade ein Charakteristikum von Überschüssen – erst noch suchen. Es sei daran erinnert, dass auch bei Tafelaktiven Engagementmotive zu beobachten sind, die sich (manchmal sogar primär) gegen Lebensmittelvernichtung und ›Wegwerfgesellschaft‹ richten (vgl. Kapitel IV 5.2) und nicht nur auf die wohltätige Verteilung an ›Bedürftige‹. Lebensmittelüberschüsse werden an anderer Stelle zum Beispiel auch als Tierfutter, in der Kompostierung oder Energiegewinnung eingesetzt, ohne dass man deshalb behaupten wird, dass es ohne diese Nutzung einen Mangel an Tierfutter, Kompost oder Energie geben würde. Ganz ähnlich wurde oben bereits an sozialen Unterstützungsmöglichkeiten gezeigt, dass man damit üblicherweise nicht direkt ganz spezifische Probleme assoziieren würde. Lange bekannt sind etwa Kleidersammlungen, ohne dass man dafür einen Begriff der Kleidungsarmut benötigte. Die Zusammenhänge zwischen Unterstützungsmaßnahmen, Armut und Ausgrenzung sind vermittelter.

So ist von unterschiedlichen Seiten zu sehen, dass kein notwendiger Zusammenhang zwischen den Angeboten der Tafeln einerseits und Hunger oder Ernährungsarmut andererseits besteht. Da ein solcher aber oft und prominent behauptet oder suggeriert wird und sich zugleich gegenteilige Äußerungen finden, also widersprüchliche Annahmen kursieren, musste einer ersten Diskussion dieser Frage etwas Platz eingeräumt werden. Festzuhalten bleibt, dass es nicht so ist, dass man aus dem Tafelengagement und deren Zugriff auf Lebensmittelüberschüsse unmittelbar auf Hungerprobleme schließen könnte. Umgekehrt bedeutet das nicht, dass es solche Probleme nicht gäbe. Als zentraler Bezugspunkt der Tafeln können sie aber nicht gelten. Man kann diese Frage letztlich nicht beantworten, ohne die Perspektive der Tafelnutzenden einzubeziehen. Aber gerade daraus ergibt sich, so zeigt es der empirische Teil der Untersuchung, dass Armut

nicht sinnvoll in einzelne Armutsspekte zu teilen ist. Stattdessen müssten Auseinandersetzungen darüber geführt werden, was zu einer angemessenen gesellschaftlichen Integration gehören soll, woran sie bislang scheitert und was die Tafeln realistischerweise dazu beitragen können. Einige Erkenntnisse dazu soll die Studie liefern.

4 ZIEL UND AUFBAU DER STUDIE

Die vorliegende Untersuchung will am Beispiel der Tafeln zum Verständnis des Phänomens beitragen, dass Lebensmittelüberschüsse gesammelt werden um sie wohltätig zu verteilen. Diese Praxis hat sich in vielen reichen Überflussgesellschaften schon weitgehend etabliert und scheinbar unaufhaltsam setzt sich die Etablierung transnational fort. Mit diesem neueren Umgang mit Überfluss und Armut verändert sich das Erscheinungsbild der Gesellschaften. Denn er macht Polarisierungstendenzen sichtbar zwischen ökologisch bedenklicher Überschussmehrung des materiellen Wohlstands einerseits sowie Armut und Ausgrenzung vom gesellschaftlichen Wohlstand andererseits. Die Tafeln und ähnliche Initiativen erscheinen mit ihrer Sammel- und Verteilungspraxis zwischen diesen auseinander strebenden Entwicklungen und knüpfen eine neue Verbindung. Die Trennungen der Überflussgesellschaften und die Verknüpfungsaktivitäten der Tafelpraxis zu analysieren ist das Anliegen der Studie.

Das folgende Kapitel (II) wird den Fragen gesellschaftlicher Entwicklungstendenzen anhand historischer Rückblicke und geeigneter gegenwartsdiagnostischer Theorien nachgehen. Damit sollen die von der Tafelpraxis herausgestellten Probleme von Überfluss und Ausgrenzung soziologisch vertiefend bearbeitet und zueinander in Beziehung gesetzt werden. Es wird sich zeigen, dass es eine Reihe von Theoremen und Konzepten gibt, die das eine oder andere, den (Konsum-)Wohlstand oder die sozialen Ausgrenzungen analysieren. Eine zureichend synthetisierende Perspektive findet sich bislang aber nicht. Eine solche wird möglich, so der im Kapitel skizzierte Vorschlag, wenn man zeitdiagnostisch von einer flexibilisierten Überflussgesellschaft ausgeht. Die Deutung flexiblen Überflusses ermöglicht es: die genannten ökologischen und sozialen Probleme konsequent als *Überfluss- und nicht als Mangelprobleme* zu verstehen; die besondere Relevanz des Konsums – und allgemeiner: von *Wahlmöglichkeiten in der Lebensgestaltung* – für Ausgrenzungen sichtbar zu machen; außerdem Anschluss an andere soziologische Gegenwartsanalysen zu finden, die *neuere Flexibilisierungen* in der Arbeitswelt und den sozialen Sicherungen beobachten. Theoretisch reflektiert lauten die Untersuchungsfragen somit: *welche neuen Gestal-*

tungsoptionen im flexiblen Überfluss bieten die Tafeln und welche Konsequenzen zeitigen diese Optionen in ökologischer wie sozialer Hinsicht.

Das Methodik-Kapitel (III) stellt einen prozedurale Methodologie genannten Forschungsansatz vor, der in den vergangenen Jahren in einigen Aufsätzen entwickelt wurde. Die verfahrenstheoretische Begründung und forschungspraktische Umsetzung wird deshalb hier nur in Grundlinien skizziert. Der Ansatz erlaubt es unter anderem, wie man dies als neuere Anforderung in weiten Teilen der Kultur- und Sozialwissenschaften findet, ›Dinge‹ in die Analyse einzubeziehen. Grundsätzlich eignet sich der Untersuchungsgegenstand ›Tafeln‹ dazu (Lebensmittel- und Infrastruktur-Dinge), solche Analysen einzubeziehen, weshalb dies exkursorisch an empirischem Material aus meiner Studie demonstriert wird. Schließlich wird die Datenauswahl der empirischen Rekonstruktionen näher erläutert und begründet.

Der empirische Teil der Studie setzt sich aus den anschließenden drei Kapiteln zusammen. In ihnen werden die analytisch zu unterscheidenden Hauptakteursgruppen der wohltätigen Überschussverteilung einzeln, aber jeweils in Bezug aufeinander analysiert, nämlich die Tafeln selbst, die Tafelnutzenden und die Sponsoren. Das qualitativ-rekonstruktive Vorgehen zielt darauf, strukturelle Einsichten in die Perspektiven und Operationsmuster dieser – in sich heterogenen – ›Akteursgruppen‹ sowie ihr Zusammenwirken zu gewinnen. Die Tafeln (Kapitel IV) sollen als Gesamtphenomen verstanden werden, das heißt in ihrer Bedeutung für gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen. Dazu werden verschiedene Daten kontrastierend rekonstruiert und strukturelle Konflikte herausgearbeitet, die sich aus eigenen Ansprüchen der Tafelarbeit und ihrer Praxis ergeben. Auf Seiten des Sammelns besteht der Konflikt darin, dass die Überschüsse verringert werden sollen, doch zugleich als Ressource der Tafelaktivitäten dienen. Auf Seiten des Verteilens motivieren zwar die als zu gering wahrgenommenen sozialen Rechte das Engagement, doch kann die eigene Wohltätigkeitspraxis nicht zu einer verbesserten Rechtsbasis verhelfen. Wie gehen die Tafeln damit um? Welche Schlussfolgerungen ziehen sie daraus und welche Konsequenzen hat das für das Tafelengagement? Es werden Entwicklungsperpektiven der Tafeln diskutiert und im Kontext der transnationalen Ausbreitung und Etablierung solcher Wohltätigkeitsinitiativen reflektiert.

Kapitel V widmet sich den Tafelnutzenden. Es werden zwei Fallrekonstruktionen präsentiert, die exemplarisch die zwei typischerweise wichtigsten Zugänge zu den Tafeln veranschaulichen, welche als *Tafelnutzung als kalkulierte Option* und *Tafelnutzung als aktive Zugehörigkeit* rekonstruiert werden. Im einen Fall stehen Sparmöglichkeiten durch die Tafelnutzung im Vordergrund, im anderen

die Möglichkeit, Sozialbeziehungen einzugehen. Beides schließt sich nicht aus, sondern spannt ein Spektrum mit vielen ›Mischformen‹ auf.

Im Kapitel VI stehen die Sponsoren im Mittelpunkt des Untersuchungsinteresses. Neben einer skizzierten Einordnung des Tafelsponsorings in Diskussionen um die gesellschaftliche Verantwortung von Unternehmen wird exemplarisch das Tafelengagement eines Hauptspenders den Schwerpunkt dieser Analysen bilden. Während das Sponsorenengagement in diesem Fall einerseits als ein Nachhaltigkeitsengagement gerahmt wird, zeigen doch die rekonstruierten Kommunikationsstrukturen des Nachhaltigkeitsverständnisses und des Tafelengagements, dass die ökonomischen Interessen bestimmdend bleiben.

Das Schlusskapitel (VII) führt die gewonnenen Erkenntnisse zusammen. Es rekapituliert die wechselseitigen Bezugnahmen und Zusammenhänge der Akteursgruppen und betrachtet die empirischen Rekonstruktionen vor dem Hintergrund der beobachteten Entwicklungstrends der flexibilisierten Überflussgesellschaft.

In der Gesamtdarstellung lässt es sich nicht vermeiden, dass an verschiedenen Stellen auf Ausführungen zurückgegriffen wird, die bereits zu einem früheren Zeitpunkt publiziert wurden. Doch wäre es umgekehrt wenig sinnvoll gewesen, die Lektüre der bisher zum Thema erschienenen Aufsätze zur Vorbedingung des Verständnisses dieser Arbeit machen zu wollen. Auch bietet die hier ermöglichte Zusammenschau eigene Einsichten. An den relevanten Stellen wird auf gegebenenfalls detailliertere Angaben anderer Publikationen verwiesen.

Die Studie kann nicht beanspruchen, in allen von ihr berührten Forschungsfeldern umfassende Expertisen zu liefern. In der Forschungslandschaft gibt es zu den verschiedenen Feldern jeweils Spezialdiskurse, so allein schon zu den drei empirischen Gebieten Armut/Ausgrenzung, freiwilliges Engagement und Unternehmensverantwortung. Auch zu den Tafeln selbst lassen sich vertiefende Studien in Einzelbereichen anstellen, was bereits geschieht und wozu zweifellos noch zahlreiche Fragen zu bearbeiten sein werden. Gleichwohl gehören zum Verständnis des Phänomens auch Versuche, Zusammenhänge herzustellen beziehungsweise empirisch aufzuzeigen. So werden die Tafeln in ihren gesellschaftlichen Verknüpfungen sichtbar und erschließen sich aus einer umfassenderen Perspektive. Dazu möchte die vorgelegte Studie beitragen.

